

Paramount



Foto: Susu

Tina ist gelernte Reprografin, 31 Jahre alt und Besitzerin der Frauenkneipe „Paramount“; ihre Kneipenerfahrungen machte sie vorher im „Blocksberg“.

Am Anfang war ich im „Blocksberg“, tätig, das war ja die erste Frauenkneipe, die aus der Frauen- und Lesbenbewegung kam, in Berlin-Kreuzberg. Da hat eine der ursprünglichen Besitzerinnen alle Frauen angesprochen, ob sie nicht Lust und Energie hätten zu helfen, die Kneipe zu erhalten. Daraus wurde dann, nach vielen Zwischenlösungen, Streits und Finanzierungauseinandersetzungen letztendlich eine Gruppe, bei der ich auch war, mitarbeitete, zunächst unbezahlt. Das Ganze wurde zu einer GmbH gemacht, und mir war es in erster Linie wichtig, daß der „Blocksberg“ weiterexistiert. Insgesamt waren wir 13

oder 14 Frauen, und vier davon als „feste“. Die vier Festen bekamen dann auch einen, wenn auch sehr kleinen Lohn.

Für mich persönlich war diese Arbeit im „Blocksberg“ sehr wichtig, weil ich da gelernt habe, mich mit Frauen auseinanderzusetzen, in der Gruppe zu arbeiten, Konflikte anzusprechen. Das konnte ich vorher alles nicht.

Insgesamt war ich dreieinhalb Jahre da, am Schluß als eine der zwei Geschäftsführerinnen. Langfristig hätte ich gern erreicht, daß alle Frauen, die in einem solchen Projekt mitarbeiten, auch Geld verdienen; es ist ja schließlich eine Dienstleistung. Manche haben sich dazu aber nie bekennen wollen.

Um das Klima in der Kneipe ein bißchen zu bessern, hatten dann einige, auch ich, mal gesagt: wir machen den „Blocksberg“ jetzt schöner. Im Keller haben wir schöne alte Tische mit Marmorplatten gefunden, dann wurde alles

Der Laden ist so gut wie ich selber

gestrichen. Insgesamt war das aber nur was für ein Jahr. Es kamen im letzten Jahr junge Frauen dazu, die wieder was anderes wollten — das hat sich fast jedes Jahr geändert...

Und daß auch Essen verkauft werden konnte, ging nur, weil die meisten unbezahlt einmal die Woche gearbeitet haben, immer reihum: Suppe gekocht, Salate gemacht. Zunächst war das eine sehr straffe Organisation, hat sich dann aber zu Unlust geändert, weil auch das Publikum ein anderes geworden war. Das hatte kein Interesse mehr an Essen, wollte eher Musik hören.

Wenn alle Frauen bezahlt werden, empfinden sie auch mehr Verantwortung und fühlen sich ernster genommen, nehmen sich selbst auch ernst in der Arbeit. Die Frauen, die hinkamen als Gäste, mußten ja ihr Bier schließlich bezahlen. Und das war nicht billig, ein richtig normaler Kneipenpreis. Aber selbst wir „Festen“ kamen immer nur auf DM 500,—, für einen etwa 35-Stundenjob, allerdings mit Krankenversicherung. (Es gab nach dem Ausstieg eine soziale Regelung in der Weiterbezahlung des Gehaltes die nächsten drei Monate).

Ein Jahr vor meinem Ausstieg habe ich angekündigt, daß ich gehe, weil ich mich doch sehr verschleißten würde und auch immer mehr Verantwortung kriegte oder mir vielleicht auch genommen hab'. Ich konnte mich mit dem Laden nicht mehr identifizieren, hatte aber die Sorgen mit Finanzamt, Behörden, Steuerberater, Vermieter, Verpächter, war



halt „GeschäftsführerIn“. Und dann ergab es sich irgendwie, daß einzelne Frauen, Gäste, gesagt haben: du kannst so was; wenn du das allein machen würdest, geben wir dir Geld. Ich selbst hatte ja nichts. — Also, die eine bot mir DM 10.000,— an, eine sagte, ich gebe dir DM 5.000,— — nachher waren das schon fast DM 25.000,—. Da hab' ich gesagt, na gut, jetzt oder nie. Und die Frauen im „Blocksberg“ haben mich verstanden.

DM 25.000,— reichen natürlich überhaupt nicht, um eine Kneipe zu kaufen, sie waren aber der Antrieb. Zweimal habe ich versucht, für ca. DM 30.000,— was zu kriegen. Ein Jahr lang: suchen, ausprobieren, verhandeln, reinfallen. Beim dritten Mal hat's geklappt: das war dann das „Paramount“. Die offizielle Gleichung lautet: einen Monatsumsatz mal drei ergibt den Kaufpreis. Dabei ist aber auch noch wichtig, in welchem Zustand die Kneipe sich befindet, wieviel da noch reinzustecken ist. Das „Paramount“ war vorher eine Fixerkneipe, eine Galerie, eine württembergische Weinstube und ganz am Anfang ein Puff für die Amis.

Ich und die damalige Partnerin haben dann mit der Brauerei verhandelt, die das Lokal vom Vormieter übernommen hatte — die kannten mich aus dem Blocksberg. Bei den Verhandlungen sind meine Freundin und ich sehr bestimmt aufgetreten, haben große Sprüche gemacht, nicht zu groß, aber groß genug: über die Marktlücke usw. Letztendlich

war wohl ausschlaggebend, daß wir Bargeld hatten. DM 25.000,— haben wir wirklich hingeblättert und dann den Kaufvertrag gemacht.

Um anzufangen, mußten wir aber vom Vormieter noch Schulden beim Finanzamt ablösen, wir brauchten insgesamt DM 70.000,—. Und die haben wir, bis auf DM 5.000,— von der Brauerei, von Frauen privat bekommen.

An das „Gewerbe“ zu kommen, also die Erlaubnis, eine Kneipe zu führen, ist nicht schwer. Du mußt gesund sein, nicht vorbestraft, kriegst eine 6-Stunden-Einführung bei der Industrie- und Handelskammer, dann wird dir die Konzession erteilt. Dabei gibt's die „kleine“ und die „große“. Die große ist für Speiselokale mit vielen Auflagen für die Küche. Ich habe die kleine. Da darfst du vorgefertigte Waren im Wasserbad aufwärmen und kalte Speisen anbieten, die nicht direkt bei dir hergestellt sind. Natürlich hatte ich auch meine Träume von einer großen Konzession, aber dann hätte ich allein noch DM 30.000,— in die Küche stecken müssen. Und ich hatte einfach Angst, mich bis fast DM 100.000,— zu verschulden.

Zusammen mit wirklich sehr vielen hilfsbereiten Frauen haben wir dann zwei Monate geackert, gemacht und getan: Stühle beziehen, Tische abschleifen, Müll abfahren, Leitungen legen...

Inzwischen mache ich das Paramount zwei Jahre, und die waren unheimlich anstrengend, körperlich und psychisch.

Ich laufe mit einem ständigen Riesenstein im Kopf, auf dem Rücken herum, bin am Anfang immer in Panik geraten, wenn irgendetwas nicht geklappt hat — und es klappte vieles nicht.

Und persönlich kam für mich dazu, daß es nicht einfach war, „Arbeitgeber“ zu sein. Am Anfang habe ich z.B. DM 15,— Lohn netto bezahlt, plus Krankenkasse, Sozialabgaben. Ich habe das alles allein bezahlt, nicht gesplittet. Ich finde — ich war selber immer in der Arbeitnehmerposition — für gute Arbeit muß auch gutes Geld bezahlt werden. So aber ist es auch nicht richtig, denn ich habe damit höllisch viel Gehälter bezahlt, die ich gar nicht hatte.

Da kamen noch andere Erfahrungen hinzu: wenn ich selbst da bin, dann fällt von den anderen Frauen irgendwie die Verantwortung ab, sie verhalten sich dann nicht mehr im Sinne der Ökonomie der Kneipe, kassieren aber trotzdem ihr Gehalt. Einerseits bist du ein Team, ich habe auch Verantwortung übertragen und gesagt: macht das, wie ihr denkt — aber macht es so, daß die Kasse stimmt und daß es funktioniert. In einer solchen Situation lernt man, möglichst wenig Experimente zu machen, die Geld kosten.

Inzwischen hat sich einiges verändert. Die DM 15,— Stundenlohn habe ich mir abgeschminkt, jetzt geht's halt mit Aushilfe, DM 10,— und Trinkgeld. Ich selber mache fünfmal in der Woche abends Dienst.

Im Paramount gibt's eigentlich alle Sorten Frauen, einige großzügig, einige knickrig. Ich sage mir: wir sind ja auch ein Teil der Subkultur, und die hat sich immer ungeheuer auf Nepp aufgebaut, das will ich nicht. Ich weiß, daß meine Preise ziemlich hoch sind, z.B. ein großes Bier DM 2,60. Aber das Publikum im „Paramount“ ist auch nicht auf Volllaufen eingerichtet, und ich hab' eben auch gute Schnäpse und gute Säfte, Weine etc.

Und inzwischen gibt es einen großen Teil Stammpublikum. Die Frauen gefallen mir, es ist ein bißchen familiär geworden. – Meine Vorstellungen waren ja durch den „Blocksberg“ geprägt. Ich wollte es etwas weniger ideologisch, weniger verbal-radikal, wenn du nicht lesbisch bist, bist du nicht erwünscht. Ich konnte das einerseits verstehen und stand ja da auch zum Teil dahinter, aber inzwischen gehe ich damit anders um.

Klar ist, daß jede Frauenkneipe von Lesben getragen wird, als Publikum und als Macherinnen. Das ist bekannt. Aber es gibt eben auch eine ganze Menge andere Frauen, die sich trotzdem – wenn's nach mir geht – im „Paramount“ wohlfühlen sollen.

Meine jetzige Situation ist so: ich habe im Moment knapp die Hälfte meiner

für Hausarbeit, ein

Einen Tag



Lydia Willkop



Gerlinde Kowitzke



Inge Jakob

Anfänge

1973, und wir hatten eine Idee, Kontakte zu einem linken Verlag und kein Geld. Jener linke Verlag, der Trikont-Verlag, ließ sich zur Einsicht in die historische Notwendigkeit eines feministischen Verlags hinreißen und bot uns eine auf zwei Jahre befristete Produktions- und Vertriebsgemeinschaft an. Zwei Frauen, die im Trikont-Verlag in der Herstellung und am Composer arbeiteten, konnten in ihrer Arbeitszeit und vor allem Freizeit für unseren Verlag arbeiten, die Räume, Geräte etc. standen uns zur Verfügung. Ein Buch, eine Schallplatte und die erste Nummer einer Journalreihe waren unsere ersten Produkte. 1975 erschienen wir mit einem Programm von sechs Titeln unter dem T-Shirt-Motto (und Titel eines Buches) „Feminismus oder Tod“ auf der Buchmesse. Zu unserer Verblüffung stellte sich heraus, daß wir einen Best-

seller hatten, „Häutungen“ von Verena Stefan, und noch zwei Bücher, die gut gingen. Das angenehme finanzielle Resultat: Wir konnten unsere Schulden zurückzahlen und uns ein Jahr früher als geplant wirtschaftlich selbständig machen. Grundlage dafür war, daß eine Autorin und ein Verlag die ihnen zustehenden Honorare als Darlehen im Verlag stehen ließen.

Während dieser Zeit hatte sich das anfängliche Kollektiv von etwa 18 Frauen in einem nicht immer harmonischen Prozeß auf etwa sechs bis acht Frauen reduziert, die kontinuierlich und weitgehend unbezahlt für den Verlag arbeiteten. Unsere Vision allerdings war ein Verlag, in dem wir ohne zusätzliche Nebenjobs ganztags und entsprechend bezahlt arbeiten konnten. Das hatten wir 1976 erreicht.

Der Aufbau dieses Verlags ist uns nicht in den Schoß gefallen, aber es gab

in unserem Kollektiv viele Frauen, die neben allem Enthusiasmus und Idealismus ein ausgesprochen gesundes Verhältnis zu Finanzen und betriebswirtschaftliche Kenntnisse in der einen oder anderen Form hatten. Auch wurde keine von uns in Zwiespalt oder Prioritätskonflikte durch einen Beruf gebracht, den sie mit Bedauern für den Verlag hätte aufgeben müssen. Alle von uns hatten, zum Teil schon Jahre lang, in verschiedensten Bereichen der damals überschaubareren Frauenbewegung gearbeitet, und wir konnten von unseren eigenen Erfahrungen, Erkenntnissen, Bedürfnissen und Notwendigkeiten auf die der Frauenbewegung allgemein schließen.

Verlagsstruktur, Arbeitsteilung, Zusammenarbeit

Wir sind eine GmbH, alle ganztags beschäftigten Frauen sind Gesellschaf-

Paramount

Schulden abbezahlt, für den Rest werde ich noch zwei Jahre brauchen. Ich habe Probleme damit, aber ich versuche, diszipliniert damit umzugehen. Ich leiste mir selber kaum etwas, reduziere mein Leben eigentlich auf Arbeit – von sieben Uhr bis zwei/drei Uhr nachts. Jeden Tag geöffnet, weil finanziell ein Ruhetag nicht drin ist. Gleichzeitig ist der Laden auch ein Spiegel meiner selbst. Der Laden ist so gut, wie ich selber bin.

Und die Arbeit ist auch ein Kräfteverschleiß, der Phantasien und Energien nicht mehr so freisetzen kann. Im Grunde hast du einen 60-Stunden-Job, mindestens bist du permanent damit beschäftigt, auch im Kopf; Dann kommt das Rauchen dazu, Alkohol, die schlechte Luft.

Oft habe ich Momente gehabt, wo ich dachte: eigentlich ist die Resonanz nicht so groß, daß ich mir soviel Arbeit

machen sollte. Andererseits kriege ich sehr wohl was zurück, lerne nette Frauen kennen. Ich habe mir schließlich auch nie vorgestellt, mir eine goldene Nase zu verdienen, aber eben, daß ich immer meinen Lohn habe. Und im Augenblick komme ich da auf DM 1.200,- bis 1.500,- im Monat.

Tina c/o „Paramount“,
Hauptstr. 120, 1000 Berlin 62

en für Menstruation



Sylvia Kohlstadt

terinnen und Geschäftsführerinnen, um Risiko und Verantwortung gleich zu verteilen. Wir bekommen alle dasselbe Bruttogehalt von gegenwärtig DM 2.500,-, wobei den Müttern unter uns weniger Steuern abgezogen werden.

Wir gestehen uns sechs Wochen Urlaub im Jahr und zwei freie Tage im Monat, einen für Haushalt, einen bei Menstruation, zu, was aber oft genug wegen der anfallenden Arbeit nicht in Anspruch genommen werden kann.

Die Arbeitszeit ist ausgesprochen gleitend, wobei es einige Zeit dauerte, bis wir zu unserem individuellen Arbeitsrhythmus stehen und ihn einander zugestehen konnten. Und es soll nicht verschwiegen werden, daß die Frauen, die regelmäßig früh in den Verlag kommen und ewig die Telefonate der zahlreichen Frühaufsteher und Anlieferungen der Bücherpaletten abkriegen, zuweilen von



Ine Guckert

gerechtem Zorn auf die notorischen Langschläferinnen erfaßt sind.

Die einzelnen Arbeitsbereiche gliedern sich auf in: Vertrieb (1 Frau und 1 stundenweise) – Finanzen (1) – Lektorat, Redaktion, Presse (2) – Kalkulation, Herstellung, Organisation der Produktion, graphische Gestaltung (2) – Anzeigen (1 stundenweise) – Bearbeitung der unverlangt eingesandten deutschen Manuskripte (1 Frau halbtags, nicht im Haus). Diese Einteilung bedeutet nicht, daß eine Frau, die z.B. den Bereich der Herstellung etc. übernommen hat, nicht auch Projekte einbringt und redaktionell betreut.

Größere Entscheidungen werden gemeinsam getroffen, ansonsten arbeitet und entscheidet jede Frau innerhalb ihres Bereichs autonom. Sitzungen mit allen Frauen haben wir unregelmäßig nach Bedarf, sehr viel wird zwischen-

Unter den feministischen Verlagsprojekten ist die Frauenoffensive das älteste in der BRD. 1984, im Jahr Orwells, werden sie ihr 10jähriges Bestehen feiern...

Frauenoffensive



Susanne Kahn-Ackermann